

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

[urn:nbn:de:gbv:45:1-57908](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:45:1-57908)

Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Erscheint wöchentlich zwei Mal — Dienstags und Freitags — in 1/2 Bogen. Der Vorausbezahlungspreis beträgt für das Quartal 36 Grote. Auswärtige Bestellungen übernehmen alle Postexpeditionen; hiesige die Redaction und die Buchdruckerei von G. Kleffer, Haarenstraße 44. — Anzeigen werden die Zeile oder deren Raum mit 1 Grote bezahlt.

XI. Jahrgang.

Freitag, den 27. Januar 1854.

N^o 8.

Die Schwurgerichte.

(Fortsetzung.)

An der Stelle desselben trat der Inquisitionsprozess, nach und nach bis zu seiner heutigen Gestalt ausgebildet, bis die neuere Zeit in ihren allgemeinen volksthümlichen Bestrebungen auch dieses neben so manchen anderen morschen Instituten einer Reform unterwarf, in welcher England schon lange, Frankreich mit seiner Revolution Deutschland als Musterbild vorangegangen sind. Selbst ein großer Theil Deutschlands, unter dem Vortritte der Rheinlande, ist nach reiflicher Prüfung jenen Vorbildern gefolgt, und wie sehr diese Reform das allgemeine Interesse in Anspruch nimmt, wie sehr dieselbe geeignet ist, das entschlummerte Gesicht des Vertrauens zu sich selbst und zu der Strafgewalt, das erstarrte Bewusstsein des lebendigen Antheils, der dem Einzelnen an dem öffentlichen Staatsleben zusteht, und damit das Interesse für dasselbe zu wecken und zu kräftigen, gibt das pulsirende Staatsleben in jenen Ländern das lebendigste Zeugniß.

Was nun zunächst unser jetziges Verfahren, das i. g. Untersuchungsverfahren betrifft, so charakterisirt sich dasselbe wesentlich durch die Schriftlichkeit und Heimlichkeit der Verhandlungen, durch die Vereinigung der Personen des Anklägers, Verteidigers und Richters in einer Person — der des Richters; ferner dadurch, daß die Verurtheilung erfolgt nach gewissen, gesetzlich bestimmten Vorschriften, w a n n

der Richter überzeugt sein und wie er dazu gelangen soll.

Im Gegensatz zu diesem Verfahren fordert die Jury Trennung der Personen des Anklägers, Verteidigers und Richters, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen, Aufhebung jener Nebenzeugungs Vorschriften und Beschränkung des Urtheils auf Schuldig und Nichtschuldig.

Stellen wir zunächst die Schriftlichkeit und Mündlichkeit einander gegenüber, so besteht erstere darin, daß der Untersuchungsrichter allein mit dem Protocollführer Zeugen vernimmt, den Thatbestand feststellt, kurz Alles, was zur Untersuchung gehört, bewerkstelligt und aktenmäßig macht, diese Akten sodann später dem Collegium zur Entscheidung vorlegt, so daß also dieses die auf tretenden Personen, Zeugen und den Angeklagten, nicht selbst hört und sieht, sondern nur nach den todt en Buchstaben, welchen ein A n d e r e r zusammengesetzt hat, sein Urtheil abgibt. Im Gegensatz dazu beruht die Mündlichkeit darauf, daß der Richter alle jene Personen selbst hört und sieht, also sich seine Ansicht ohne Vermittlung einer dritten Person selbst feststellen kann, wenn gleich die Schriftlichkeit nicht so gänzlich ausgeschlossen ist, daß nicht in der Voruntersuchung der Grund der Anklage actenmäßig gemacht, die Aussagen der Zeugen und des Angeklagten niedergeschrieben wurden. Allein alle diese Aussagen werden später öffentlich und persönlich von den Betreffenden vor den Augen und Ohren des Richters wiederholt und dies hat einen wesentlichen Einfluß auf die Urtheilsfähigkeit des Richters. Die



Mündlichkeit unterscheidet sich von der Schriftlichkeit, wie das Leben vom Tode, der risikoreiche See vom sprudelnden Quell.

Der Mensch ist, wenige Ausnahmefälle völliger Verderbtheit abgerechnet, nie so sehr Herr über sich selbst, daß er seinem natürlichen Richter, dem Gewissen, den Einfluß auf seine Aeußerungen, Gebärden, Bewegungen — kurz auf sein ganzes Verhalten entziehen könnte; der Schuldige wird also durch persönliches Auftreten den Richter in den Stand setzen, nicht nur seine Worte genau zu erwägen, sondern diese auch mit seinem ganzen Benehmen in Vergleich zu setzen und nach den Umständen Schluß zu ziehen. Der Schuldige scheut das Auge des Richters und um so größer wird diese Scheu sein, je größer der Richterstuhl, je feierlicher die Verhandlung selbst.

Fortsetzung folgt.

Rosenmüller und Eilenmeter.

R. Was sagen Sie aber nun zu den Riesenplänen, mit welchen man hier umgeht? Oldenburg der Sitz der deutschen Seemacht — wir werden einen Kriegshafen, eine Eisenbahn — wir werden eine deutsche Flotte bekommen! —

L. Eine preussische, wollen Sie sagen. Es giebt Leute genug, die das Ding mit andern Augen ansehen als Sie.

R. Das sind Leute, die überall Gespenster sehen, die da meinen, Oldenburg habe sich mit der Abtretung eines Stückchens Souverainetät Preußen in die Hände geliefert — Leute, die hinter dem Handel sogar Russen und Knute wittern. Hannover und die Seestädte blicken mit scheelen Augen auf die Vortheile, die Oldenburg durch den preussischen Kriegshafen ohne Zweifel haben wird. Sie hätten den Handel gern selber mit Preußen abgeschlossen; da es sich aber nicht hat machen wollen, meinen sie, der Preis sei zu hoch — sie danken unter solchen Umständen für den preussischen Kriegshafen — und erinnern dadurch an den Fuchs in der Fabel, dem die Trauben zu hoch hingen und nun sagte, sie wären sauer. — Wir können uns schon deshalb zu dem Kriegshafen gratuliren, weil er sicher eine Eisenbahn für uns zur Folge haben wird.

Apropos, haben Sie die letzte Nummer des Beobachters gelesen?

L. Gewiß, es wird darin die Brochure des Hrn. Baurath Vasius „Oldenburgs Vergangenheit und Zukunft“ besprochen und zugleich bestritten, daß die Ansicht des Herrn Vasius, den Bahnhof auf den Wiesen hinter dem Schauspielhause anzulegen, eine richtige sei. Was halten Sie davon?

R. Mir scheint die Sache überall noch zu fern zu liegen, um sich schon jetzt über den Platz des Bahnhofes zu streiten. Wenn erst mal die Bahn in Angriff genommen ist, so wird es sich von selbst ergeben, wo der Bahnhof seinen Platz haben muß. Wenn die Legung der Bahn an der Ostseite der Stadt weniger Schwierigkeiten macht als an der Westseite, so kann sicher kein geeigneterer Platz für den Bahnhof gefunden werden, als der im Beobachter vorgeschlagene, nämlich auf den Stauwiesen; ist die Bahn an der andern Seite leichter herzustellen, nun, so wird der Bahnhof dort hin verlegt werden müssen.

L. An der Ostseite geht es nun mal gar nicht, denn da ist die schiffbare Gunte und der Abgeordnete Böckel sagte im Landtag, daß man die Eisenbahnzüge nicht über die Schiffe wegfahren lasse.

R. Ja freilich, — indes dadurch beweist jener Abgeordnete nur, daß er wenig Bekanntschaft mit Eisenbahnen gemacht hat; wüßte er mehr davon, so würde er nicht so — spaßig geredet haben. — Da Sie vom Landtag sprechen, dort wollten auch ein paar Abgeordnete den Bau des Posthauses so lange ausgesetzt wissen, bis ein Bahnhof da sei, um dann beide mit einander zu vereinigen, — was meinen Sie dazu?

L. Wollte man mit dem, sich als nothwendig herausgestellten, Bau eines Posthauses auf den Bahnhof warten, so hätte das wenigstens gar keinen Sinn, da man, wenn der Bahnhof vielleicht eine Viertelstunde Wegs von hier angelegt werden müßte, mit der Post doch wohl nicht aus der Stadt rücken würde. Die Post muß zur Bequemlichkeit des Publikums möglichst im Mittelpunkte der Stadt bleiben und der Jordan ist gewiß der geeignetste Platz für das neue Postgebäude. Macht es sich dann, daß der Bahnzug über die Schiffe hinwegführt und der Bahnhof in der Nähe angelegt werden kann, — um so besser, wo nicht, so muß es hier so gehen,

wie in Bremen, Leipzig, Dresden und andern Orten, wo bekanntlich die Post zur Bequemlichkeit des Publikums in der Stadt geblieben, während der Bahnhof wer weiß wie weit davon entfernt ist.

R. Es wäre auch am Ende nicht mal nöthig, daß die Eisenbahn über die Schiffe hinweggeführt würde; die Schiffe könnten ja nur davor liegen bleiben, die kleine Strecke bis zur Stadt würde ohnehin kaum in Betracht kommen können, zumal der fernere Transport der Güter sehr erleichtert würde, da die Waaren gleich aus den Schiffen auf den Waggonen und umgekehrt geschafft werden könnten.

L. Mir scheint übrigens, daß die Stadt Oldenburg bedeutend gewinnen würde, wenn der Bahnhof nicht unmittelbar an der Hunte, sondern an der entgegengesetzten Seite in einer kleinen Entfernung der Stadt seinen Platz bekäme.

R. Wie so denn?

L. Nun, dann würde der Gütertransport vom Stau bis zum Bahnhof den hiesigen Fuhrleuten Beschäftigung geben, die ohnehin durch die Eisenbahn beeinträchtigt werden. Es ist immer vortheilhaft, wenn so etwas nicht zu hastig betrieben wird.

R. Ei, ei, Sie sind ja ein rechter Particularist, — ich kann Ihnen darin durchaus nicht beistimmen — ich halte es damit, für den Verkehr Alles so schnell und leicht einzurichten wie möglich.

L. Wir wollen uns übrigens nicht länger um des Kaisers Bart streiten, wie im Beobachter steht, — lassen wir die Sache; wenn nur erst die preussische deutsche Flotte in Angriff genommen ist, die ja, wie Sie sagen, sicher eine Eisenbahn zur Folge haben wird, dann wird sich auch der Bahnhof finden.

Anfrage.

Wie geht es doch zu, daß das Porto eines einfachen Briefes für dieselbe Strecke so sehr verschieden ist? — Wir haben wohl gehört, daß wenn man unfrankirte Briefe von Hamburg oder Hannover empfängt, immer für jeden Brief 2 gr und 2 Schw. mehr zahlen muß, als wenn man frankirte dahin absendet; nicht aber, daß der Empfänger für einen einfachen unfrankirten Brief grade noch einmal so viel zahlen muß, als wenn er von hier nach dem-

selben Orte einen frankirten absendet. Es ist zum Beispiel von hier aus ein einfacher Brief nach Bevensen bei Lüneburg mit 4 gr und 4 Schw. frei gemacht, ein einfacher Brief von dort her, der nicht frei war, kostete dagegen hier 9 gr und 3 Schw. *)

Woher dieses große Mißverhältnis? — Diejenigen, die darüber Ausschluß zu geben vermögen, werden gebeten, es in diesen Blättern thun zu wollen.

M.

Theater.

Am Dienstag, den 24.: „der reisende Student u. c.“ Herr Steinfeld, obgleich schon seit Jahren engagirt, hatte heute in der eben nicht dankbaren Rolle des Lieutenant v. Brandheim zum ersten Male Gelegenheit, hier seine nicht üble Stimme einigermaßen geltend zu machen. Wir müssen gestehen, daß er sich besser mit dieser Partie absand, als wir erwartet hatten. Es wurde ihm ermunternder Beifall vom Publikum zu Theil. Bei öftern Auftreten in angemessenen Rollen würde sich gewiß die Befangenheit, welche hin und wieder bemerkbar wurde, bald verlieren. Es ist überhaupt nicht zu begreifen, warum die hier vorhandenen Kräfte nicht zweckmäßiger benützt werden. Fräulein Brandt z. B., die sich als stimmbegabte und gut geschulte Sängerin sehr glänzend erwiesen, bekommen wir fast gar nicht mehr zu hören. In Singspielen wird, außer Frau Dietrich, meist nur Frä. Loew beschäftigt, die doch eigentlich nur wenig singen kann und noch weniger zu singen versteht. Wir brauchen wohl nur an die „Heirat vor der Trommel“ zu erinnern, um diesen unsern Ausspruch zu rechtfertigen. —

Herr de Marchion excellirte als Käufer, er wurde am Schluß gerufen. Mehrere Stimmen riefen auch Herrn Steinfeld. — Das alte Stück gefiel überhaupt wieder allgemein, wozu namentlich auch das allerliebste Spiel der Frau Dietrich bedeutend beitrug.

Der Beobachter.

*) Der Brief mag wohl das gewöhnliche Gewicht überstiegen haben und deshalb kein einfacher gewesen sein.

D. Beob.



Ein Schreiben aus New-Orleans

bestätigt die schrecklichen Verheerungen, welche vorigen Sommer das gelbe Fieber dort angerichtet; eine „kleine Welt“ sei ausgestorben, ein genaues Todtenverzeichnis jedoch nicht angefertigt worden; mancher Sarg habe zwei Leichen aufgenommen, die Gesamtzahl der Opfer jener furchtbaren Seuche war 15 bis 16,000. Indessen sei nunmehr Alles vergessen, die Zahl der Ankömmlinge, um die durch den Tod gemachten Lücken auszufüllen, mehre sich alle Tage. An keinem Orte der Erde werde überhaupt Glück und Unglück leichter vergessen, als in New-Orleans. Alles komme, blühe, wachse und reife schneller, die Natur scheine stets Eile zu haben, ganz wie der Mensch. Das Leben in New-Orleans sei ein Lottospiel, Alle setzen und Wenigen ist ein Gewinn bestimmt. — Das Glend unter den massenweise anlangenden deutschen Einwanderern sei sehr groß. Ost kommen mit einem Schiffe 500 an, die ihre Passage bezahlten, weiter keinen Schilling im Vermögen haben und nun nicht wissen, was sie beginnen sollen. Ost trifft die Frau mit 4 oder 5 Kindern, ohne Geld, ohne Freunde und ohne Aussicht auf Erwerb in New-Orleans ein, während der Mann vielleicht mit einem anderen Schiffe nach New-York oder Baltimore ging, sich dort in der nämlichen Lage befindend.

Biersylbige Charade.

Wenn du einmal das Ganze hast,
So lade mich dazu als Gast, —
Ich weiß es zu genießen;
Beim Glas, das du mir reichst dar,
Will ich das schöne mittlere Paar
Mit lautem Toaste grüßen.

Und was sonst anderweit ich hab'
Des Ersten vor und nach dem Grab,
Dem will mein Hoch ich bringen;
Die letzte aber laß ich stehn,
Denn ob sie wäre noch so schön,
Kein Glas mag damit klingen.

M.

Auflösung der Charade in Nr. 7.

Minnesold. (Aufg. v. J. R.)

Redacteur: Wilhelm Calberla.

Anzeige.

Kunst-Hufeisen.

Vier Hufeisen schärft man bequem in 3 Minuten an jedem Orte und an jeder Stelle, ohne sie dem Pferde abzunehmen. Einen dabei nicht außer Acht zu lassenden Nutzen gewährt die Einrichtung derselben, daß so geschärfte Pferde beim Aufstehen, Niederlegen und Hintenaus schlagen im Stalle (wodurch schon vielfacher Verlust und manches Unglück herbeigeführt ist) weder sich noch andere beschädigen können.

Reflectanten belieben sich in portofreien Briefen an das Bureau Nr. 3 zur Verbreitung ökonomischer Entdeckungen in Bienenbüttel, Königreich Hannover, zu wenden, das Bestellungen auf sauber gefertigte Kunsthufeisen und Modelle, die zu soliden Preisen zu haben sind, für Luxus-, Reit- und Wagen-Pferde annimmt und Zeugnisse aus beachtenswerther Feder, landwirthschaftlichen und Gewerbe-Vereinen über den rühmlichst anerkannten großen Werth dieser neuen sich als praktisch erwiesenen Erfindung sofort gern und unentgeltlich ertheilt. Einige dieser Zeugnisse sind bereits in der Zeitung für Norddeutschland zu Hannover in der Nr. 1319 vom 21. November d. J. veröffentlicht.

Liebhaber der Kunst und der Pferde werden freundlichst ersucht, zur Verbreitung dieser Annonce beizutragen.

Zur gefälligen Beachtung diene:

„daß die qu. Schärfung selbst in den bekannten Schraubstollen nicht besteht.“

Markt-Preise.

Röden	pr. Scheffel	1 R 12 gr
Buchweizen	do.	59 "
Kartoffeln	do.	26 "
Erbfen,	die Kanne	5 "
Bohnen (Garten-),	do.	7 "
Butter	das A	13 "
Schinken	do.	11 1/2 "
Eier	pr. Duz	9 "

Druck von H. Kleffer in Oldenburg.



Der Beobachter.

Ein Volksblatt.

Erscheint wöchentlich zwei Mal — Dienstags und Freitags — in 1/2 Bogen. Der Vorabbezahlungspreis beträgt für das Quartal 36 Groten. Auswärtige Bestellungen übernehmen alle Postexpeditionen; hiesige die Redaction und die Buchdruckerei von P. Klesser, Haakenstraße 44. — Anzeigen werden die Zeile oder deren Raum mit 1 Groten bezahlt.

XI. Jahrgang.

Dienstag, den 31. Januar 1854.

N^o 9.

Aufündigung.

Von heute an ist die Redaction des Beobachters an den Unterzeichneten übergegangen. Die Tendenz des Blattes bleibt in soweit unverändert, als Recht und Wahrheit auch für ihn die Sterne sein werden, denen er folgen wird. Auch ferner soll der Beobachter ein Blatt sein, dessen Spalten Jedem offen stehen, der durch Willkühr oder mangelhafte Verhältnisse gesellschaftlicher Einrichtungen gedrückt, nur in der Oeffentlichkeit das Mittel sieht, Abhülfe dieser Zustände herbeizuführen; niemals aber wird der Beobachter sich dazu hergeben, der Privatrage oder der Klatschsucht zum Mittel zu dienen. Besprechung öffentlicher Zustände, allgemein interessanter Gemeinde-Angelegenheiten, der hiesigen wie der des Landes sind stets willkommen und ersuche ich um gefällige Mittheilung derselben. Recensionen über Theater und Kunst werden künftig in beschränkterem Maße gebracht werden als bisher, statt dessen aber in nächster Folge ein Resumé aller Localblätter des hiesigen Landes, mit Ausnahme der Stadt-Oldenburger. Indem ich um eine kräftige Unterstützung des Blattes in jeder Beziehung bitte, erlaube ich mir noch darauf aufmerksam zu machen, daß ich denjenigen Herren Mitarbeitern, die verstehen im Volkston zu schreiben, nach Uebereinkunft gern ein angemessenes Honorar zahlen werde.

Albert Harbers.

Die Schwurgerichte.

(Fortsetzung.)

Wenn man nun hiergegen einwendet: eben diese Persönlichkeit diene nur zu leicht dazu, den Richter, wenn auch unwillkürlich, zu bestechen; der Richter solle über den Persönlichkeiten stehen, von diesen ganz absehen und nur die Sache selbst in's Auge fassen, also jeden äußeren Einfluß vermeiden und dazu diene offenbar mehr das Verfahren, in welchem dem Richter nur die Sache selbst und nicht die Person vorgeführt werde, so läßt sich gewiß mit Grund entgegenen, daß eben dadurch, daß dem Richter die wirkliche Person nicht vorgeführt wird, dieser sich eine Person fingiren werde — und daß eine solche Fiktion nur zu häufig eine falsche ist, hat jeder Mensch gewiß schon oft an sich erprobt. Daß aber der Einfluß einer solchen falschen Vor-

stellung von ungleich schädlicherer Wirkung sei, als der etwaige Einfluß der wahren Persönlichkeit, bedarf keiner Beleuchtung.

Außerdem hat das mündliche Verfahren den Vortheil des rascheren Verfahrens und des geringeren Kostenaufwandes, da ohne Bedenken zur Zusammensetzung aller jener Umstände und Thatsachen, welche nöthig sind, um die Ueberzeugung des Richters zu erzielen, eine ungleich höhere Genauigkeit, Mühe und Ausführlichkeit erforderlich ist, als zur Erzielung desselben Zweckes das mündliche Verfahren bedarf.

Gehen wir sodann zu der Oeffentlichkeit über, welche jenes Verfahren charakterisirt, so liegt ihr Vorzug vor der Heimlichkeit unseres Verfahrens und die Nothwendigkeit ihrer Einführung offen auf der Hand. Wenn wir annehmen, daß jedem Staatsbürger an dem öffentlichen Staatsleben

